

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 135.

Donnerstag, 28. Mai.

1931.

„An alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschaurer.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Kochende Wut war in ihm gegen das gesamte Diebesgesindel, unbezwingliches Rachegefühl, das einstweilen leider nirgends eine Möglichkeit sah, sich auszuwirken — und stärker fast als beide der Wunsch, nun endlich Ausführliches und Genaues in der bewußten Sensationsankündigung zu erfahren.

Und dann, nachdem man ihn fast überfahren, bestohlen, beschimpft und zur Polizei geschleppt hatte, stand Siegfried vor dem Urheber seines Mißgeschicks — vor dem grellroten Plakat. Überflog zunächst ungeduldig seinen Inhalt, buchstabierte es hernach Silbe für Silbe, sie seinem Gedächtnis einzuhämmern, und schrieb zuguterletzt den Anschlag Wort für Wort in sein Notizbuch:

An Alle!

20 000 Mark Belohnung!

Im Hotel Splendid ist am Donnerstag ein frecher Diebstahl entdeckt worden. Einem dort wohnenden Ehepaar aus Amerika wurden aus einer Schmucktasche

- 1 Perlenkette,
- 3 Brillantringe,
- 1 goldener Anhänger mit Brillanten- und Smaragdschmuck, sowie mehrere Gold- und Platinreifen

entwendet. Für die Ergreifung des Täters oder Angaben, die zu seiner Ergreifung führen, haben die Hoteldirektion und die Bestohlenen eine Belohnung von

20 000 Mark (i. W. Zwanzigtausend Mark) in bar ausgesetzt. Zweckdienliche Angaben erbeten an Kriminalkommissar Rendl, Polizeipräsident Alexanderplatz, Dezernat für Hoteldiebstähle.

Siegfrieds Entschluß war gefaßt. Unumstößlich und unerschütterlich. Er entsann sich eines Privatdetektivs, der in seiner Gegend, in der Nähe der Woernerischen Buchhandlung wohnte, und den er von seiner geschäftlichen Tätigkeit her kannte und beschloß, ihn aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit konnte er gleich Heinz Hübner von seinen Erlebnissen in Kenntnis setzen und ihn um Vorschuß bitten.

Für eine zerknitterte Zehnspfennigmarke und einen rostigen Groschen, den er aus der Tiefe einer Tasche fischte, fuhr er mit dem Omnibus zurück. Stand wenige Minuten später in der Detektei „Argus“, dem erstaunten Chef gegenüber.

„Ja, lieber Riese, so einfach, wie Sie meinen, ist die Sache nicht. Schließlich ist doch auch für diesen Beruf eine gewisse Vorschulung notwendig. Der Verkehr in Gannovenkreisen muß erlernt sein. Auch Mut und Unerschrockenheit gehören dazu, die Angelegenheit ist nicht ungefährlich! Außerdem könnten wir in der ersten Zeit so gut wie gar kein Gehalt zahlen.“

Siegfried klopfte dem Redner wohlwollend auf die Schulter:

„Auf Gehalt reflektiere ich nicht, nur auf ausgesetzte Belohnungen. Ich möchte nur einen Ausweis, daß ich

bei Ihnen angestellt bin, damit ich nicht mit der Polizei in Konflikt gerate. Haben Sie ruhig Vertrauen zu mir, ich habe schon andere Sachen verlorst.“

Der Vorsteher des Instituts lachte.

„Na, meinetswegen, ich will es mal mit Ihnen versuchen. In einer Stunde ist Ihr Ausweis fertig, Sie können bereits heute nacht Ihre Tätigkeit beginnen.“

„Hoffentlich richtet der kein Unheil an“, sagte kopfschüttelnd die Sekretärin, als Siegfried gegangen war.

Aber der Chefdetektiv wehrte gutgelaunt:

„Warum? Ein blindes Huhn findet auch manchmal ein Korn!“

Drittes Kapitel.

„Aber, gnädige Frau, das ist wirklich nicht mehr modern! Paris diktiert Caden, Chignons, Wellen, der maskuline Herrschnitt ist eine Sache von gestern, von vorgestern, ach was, vom vorigen Jahr.“

Der glattrasierte, bewegliche Maitre de Chiffure steigerte sich förmlich in eine Aufregung hinein. Es dünkte ihm eine unverantwortliche Geschmacklosigkeit, das Renommee eines führenden Salons am Kurfürstendamm gefährdend, den tizianroten Pagenkopf dem Wunsche seiner Kundin gemäß zu verändern. Gewiß, er war an Launen extravaganter Frauen, die ihre Köpfe modulieren und nuancieren ließen, um die Vormittage lässig und elegant auszufüllen, gewöhnt, aber sie waren kapriziös, modediktierend, immer willige Resonanz für le dernier cri de Paris — Herrschnitt! — Heutzutage! — Shocking!

Die also Angeredete hielt es für das Ratksamste, die Verantwortung für ihr unverstandenes Begehren einer abwesenden Person aufzubürden.

„Nun ja, mein Mann will es aber so. Herrschnitt, zwei Töne intensiver Braun, es kann fast Schwarzbraun sein! Augenbrauen — bitte, nein, nicht rasiert.“

Der Tonfall ihrer Stimme schnitt jede weitere Einwendung energisch ab. Und der Friseur ging mit Messer und Schere, Pinsel und Spritzflakon ans Werk.

Wenn die sich nun noch die Wimpern ausreißen oder sich einen Schnurbart kleben ließe, würde ich mich nicht wundern, dachte er sehr despektierlich, wagte aber nicht, seiner Ansicht sprachlichen Ausdruck zu verleihen.

Unter seiner eifrigen, dienstbeflissenen Hand entstand allmählich der Kopf eines eleganten jungen Mannes, mit festgelegtem Scheitel, der den ursprünglichen Typ kaum mehr erkennen ließ.

Die Fremde schien mit dem Bild, das ihr der Spiegel zurückwarf, äußerst zufrieden. Unter halbgeschlossenen Lidern verfolgte sie scharf die Verwandlung, die mit ihr vorging. In den Augenwinkeln horchte verstohlenes Lauern, nur seltsames Lächeln flüchtete über ihre Züge, und sie nickte leicht mit dem Kopf, als wollte sie einen inneren Gedankengang, eine heimliche Vermutung bestätigen.

Wenn der Mund nicht wäre! Diese schmalen, hartgeschnittenen Lippen gaben dem Gesicht nach wie vor ein charakteristisches Gepräge.

"Viola, c'est bien!"

Auch die endgültige Musterung mit Rücken- und Seitenspiegel war glücklich perlaufen. Die neu entstandene Garçonne zog ihren dunkelblauen Seidenmantel eng über den Hüften zusammen und drückte den Hut tief in die Stirn.

Der Haarstylist, durch ein angemessenes Trinkgeld wieder versöhnlich gestimmt — die Höhe des Obulus, den er seiner Würde für angemessen hielt, war keineswegs gering —, legte mit devoter Galanterie das silbergraue Fuchskollier um ihre Schulter.

Sie dankte und trat in den sonnenflimmernden Mittag hinaus. Wandte den Kopf nach rechts und nach links, wie unter dem Zwange alter, eingefleischter Gewohnheit. Unschlüssig schlenderte sie der Gedächtniskirche zu.

"Ob ich jetzt zu Narewitski fahre?", überlegte sie und spähte nach einem Auto.

Aber die Wagen, die an ihr vorüberglitten, waren entweder bereits besetzte Taxen oder Privatautos, zum großen Teil von Frauen chauffiert. Es war die Stunde, in der das reiche, sorgenunbeschwerte Berlin W seine „morgendliche“ Ausfahrt, die reizvolle, nichtig-wichtige Spielerei seines Shopping zu machen pflegt.

Plötzlich hielt sie im Gehen inne. Sogar ihr Atem und ihr Herzschlag schienen für eine knappe Sekunde stillzustehen. Ihr Blick war an ein hochrotes Plakat gebannt, daß sie nicht merkte, wie sie einem quacksilbrigen Rehpinscher auf die Pötte trat, nicht hörte, wie der Hund kläglich zu winseln und seine damenhafte Begleiterin umgehend so gar nicht damenhaft zu schimpfen anhub.

Genau wie Siegfried Riese fühlte sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen, den Anschlag mit der fettgedruckten Überschrift: „An Alle! 20 000 Mark Belohnung“ näher zu ergründen. Nur daß die hinter der Frauenstirn erzeugten Reflexe wesentlich andere Gestalt und Farbe gewannen.

„Karriere!“ Ein kokantes Lächeln des Selbstbewußtsein kräufelte ihre Lippen. „Das letztemal waren es nur 5000 Mark oder — nein — 25 000 Lire — die Perlenfähe — im Hotel Miramare, da — am Gardasee, das wären — na, egal! 20 000 war jedenfalls Trumpf. Supperlativ der Leistung!“

Solche Zahlen steigerten die eigene Wertschätzung. Sie vervielfältigten die Gefahr, aber sie erhöhten auch die Lust daran. Sie rigten die Nerven, prickelten bis in die Fingerspitzen. „Parbleu, ihr werdet die Belohnung noch verdoppeln!“

Es reizte sie plötzlich ungemein, dieses gefährliche Spiel um Freiheit und Existenz tollkühn bis auf die Spitze zu treiben. „So, ich werde heute abend nicht fahren. Ich werde noch einen neuen Coup versuchen, aber dazu brauche ich Geld — Bargeld — hm — ach was, Iwan Narewitski.“

Ihr Gang straffte sich. Sie winkte einem Auto. Das kleine Schild stand „frei“.

„Sie halten Ecke Feld- und Dnygosstraße.“

An dem rechteckigen Fensterausschnitt — das Glas war heruntergelassen — glitten imposante Häuserfronten, von Baumreihen flankiert, vorüber, Läden mit kostbaren, raffiniert kombinierten Auslagen des Luxus, der Hypereleganz hinter spiegelnden Wänden, Vorgärten mit gezirkelten Kieswegen und blumenbestandenen Rabatten, schnittige Kabrioletts und behäbige, respektvoll schwebende Limousinen — Suppenkesseln, Klingeln der Tram, Rattern der Autobusse. Das Leben und Treiben der City flutete vorbei, ebte ab im Rhythmus der aufladernden Verkehrsampeln, drängte, schob, brandete, fauchte weiter.

Dann wurde es ruhiger, die Straßen enger, die Häuser unscheinbarer und unauffälliger, als wenn sie sich schämten, von der Pracht der Neulinge und der Jüngsten ihrer Nachkommen so schmachlich überflügelt worden zu sein.

Kleine Geschäfte zogen mürrische Fragen, die Fenster drückten sich in ängstlicher Abwehr gegen den Geist und das Tempo der Zeit eng aneinander und hielten schützend schmiedeeiserne, altersrostige Balkons wie Schilde vor ihre armselige Gebrechlichkeit.

Und auch die Menschen hatten die Physiognomie dieser Gegend angenommen. Sie hatten graue, edige Gesichter und steckten in Kleidern, die schlicht und von der Mode genau so weit entfernt waren wie die Häuser, die sie ausspion und die sie verschlangen.

Der Wagen stoppte.

Die Insassin entlohnte den Chauffeur, bog um die Straßenecke, hastete die Steinfront entlang. Durchquerte die lehmige, gefurchte Einfahrt zu einem Hof, eingepfercht zwischen noch schmutzigeren Mauerwänden, als es die Vorderfassaden dieser bauwürdigen Mietskasernen ohnedies waren.

In gardinenlosen Fensterrahmen sonnten sich neben blauen Emailletöpfen rote, verschliffene Federbetten. Braune Flecken breiteten sich darauf, wie ausgefressene, ekle, träge Kröten.

Von irgendwoher klang das Kreischen einer Frauenstimme. Brüllte ein Säugling, als wollte er mit aller Macht seiner winzigen Lungen und seines kleinen Körpers gegen den Gewaltstreich protestieren, in eine Welt gesetzt worden zu sein, mit der er einstweilen noch ganz und gar nichts anzufangen wußte.

Ein struppig, blonder, rohnäsigter Junge zog mit blechernem Gerassel eine leere Konservenbüchse hinter sich her über die holprigen Kakenköpfe, zwischen denen Gras wucherte und dunkelintige Pfützen einen faulen Geruch verströmten.

Die Fremde schien mit der Umgebung vertraut. Sie klopfte zweimal hintereinander an eine schiefangelige Tür zu ebener Erde.

„Sie, Frollein, kloppen Sie doch mal an det Fenster driben, der olle Dussel heert sonst nich“, riet ihr unaufgefordert eine Frau, die einen Marktkorb an ihr vorüber schlepte.

Aber in demselben Moment öffnete sich die Tür einen schmalen Spalt. Der stoppelige, vernachlässigte Schädel eines etwa fünfzigjährigen Mannes schob sich langsam hervor. Glanzlose Augen tasteten prüfend nach dem Gesicht unter der tiefkremigen Filzklode.

„Sore.“

Die schlanke, dunkelbraune Gestalt verschwand hinter dem sich unwillig bis zur Hälfte aufspreizenden Brettergebilde.

Eine ausgetretene, knarrende Treppe führte in einen winzigen, niedrigen Raum, den das vergitterte Halbfenster nur spärlich mit Tageslicht füllte. Auf einem klapprigen, wurmstichigen Edegal häuften sich Stiefel, Koffer und schmutzige Ledertaschen. Unter einem verwachsenen Rattenvorhang, der einen schiefen Kleiderrechen überdeckte, lugten Jadett- und Mantelränder, baumelten bunte Glitterkostüme, prokte ein abgeschabter Fleischerpelz.

Hier und da sahen weiße Zettel mit dicker Blaustrichzahl wichtiguerisch hervor. Es roch muffig nach altem Leder und staubigen Klamotten. Auf dünnen Stelzbeinen rechte sich ein Schreibpult in das kümmerlich eindringende Licht. (Fortsetzung folgt.)

Menschenlos.

Wir alle sind Menschen
Aus Fleisch und Blut.
Wir alle sind Menschen —
Sind schlecht und aut.

Wir alle sind Menschen —
Sind arm und reich.
Wir alle sind Menschen,
Im Tode gleich.

Wir alle sind Menschen
Voll Schatten und Licht. —
Und doch, wir Menschen
Verstehen uns nicht.

Karl Fritz Illmer.

Hinaus aus dem Urwald.

Von Ohljesa.

Ohljesa ist ein Dakota-Indianer. Er kam als Jüngling in die zivilisierte Welt, besuchte Schulen und wurde Arzt. Er lebt zur Zeit in New York als praktizierender Arzt unter dem amerikanischen Namen Dr. C. A. Eastman. In dieser Erzählung gibt es manches aus der Indianerromantik, die noch vor dreißig-vierzig Jahren in vielen Gebieten der Vereinigten Staaten zu finden war. Er wurde ein bedeutender amerikanischer Dichter.

Ich war jung und wußte nur wenig von den „Milahanska“, den „Langschwertigen“, wie wir die Weißen nannten, als der furchtbare Aufstand von Minnesota ausbrach, welcher meine Familie auseinandertrieb. Der Vater und der Bruder fielen einem Verrat zum Opfer, sie wurden verschleppt.

Im Hause meines Onkels wurde ich erzogen. Der Onkel gab sich viel Mühe, in mir die Rachesucht gegen die Weißen großzuziehen und machte mir zur heiligen Pflicht, den vermurdeten Mord an Vater und Bruder einst zu rächen.

Der Wunsch nach Rache brannte in mir, ich wünschte den Tag herbei, an dem ich meine heißen Wünsche in Wirklichkeit umsetzen werde können. Auch der Onkel bereitete sich ständig zum Kampfe vor und im Sommer lehrte er von der Jagd nur selten heim, ohne auch weiße Sklaven mitzubringen. Unbeschreiblich war mein Haß gegen die „Langschwertigen“.

Aber auch wunderbare Dinge hörte ich von ihnen. Wie wir sie auch verflucht haben, dieses Volk erschien uns unheimlich und mächtig, ihre Wissenschaft grenzte an das Übernatürliche. Man erzählte, die Weißen ließen Schiffe über die Meere gehen, die durch Feuer getrieben werden. Aber das wunderbarste war, als ich hörte, sie hätten feurige Schiffe, welche über Berge und Täler hinwegbrausen. Das konnte ich aber nicht glauben.

Manche sollten dieses Angeheuer gesehen haben und sie erzählten, es schwebte von Berg zu Berg, in ihm sahe der Donneradler, sie wollten seine Schlachtrufe gehört haben. Auch unser Lehrer bestätigte das alles.

Gewehre und manch andere Dinge, die die weißen Einwohner von Kanada mit sich führten, habe ich schon gesehen, daher hatte ich irgenneine Vorstellung von den übernatürlichen Dingen der Weißen. Eines Tages aber hörte ich, sie hätten den Missouri und den Mississippi überbrückt und aus Felsen, Stein und Holz berg hohe Häuser gebaut.

Diese Nachrichten belästigten schwer mein Gemüt. Schließlich nahm ich mir die Freiheit und befragte meinen Onkel, warum denn das große Geheimnis die Weißen mit solcher Macht begnadete, warum nicht eher uns Dakoten.

— Warum ist den Duta, der rote Mann, so gewandt in der Herstellung von schönen Pfeilen und Bogen und warum besitzt Matschi-Sui (der Mann, der nicht tanzt, der Weiße) diese Begabung nicht? Das große Geheimnis weiß, warum es so sein muß und nicht anders? — antwortete der Onkel.

Die Weißen waren sicherlich herzlos, sie haben ja einen Teil ihrer Brüder zu Sklaven gemacht. Früher konnten wir nicht glauben, daß es Sklaven gab, diese Langschwertigen aber waren scheinbar doch solche. Ich glaubte, daß sie ihre Sklaven einst schwarz bestrichen hätten, um sie gut unterscheiden zu können und seitdem brachten diese Sklaven auch ihre Kinder schwarz zur Welt.

Der höchste Wunsch ihres Lebens war, möglichst reich zu werden und möglichst viel Land zu besitzen. Sie wollten, daß die ganze Welt ihnen gehöre. Vor 30 Jahren haben sie versucht, das ganze Land von uns zu kaufen. Und dann kam der Aufstand und sie vertrieben uns alle von unseren schönen Feldern, alles ging in ihren Besitz über.

Seltsame Menschen waren sie. Den Tag teilten sie in Stunden, wie wir das Jahr in Monate, sie maßen alles genau.

Nicht ein Stückchen gaben sie von ihrem Eigentum her, ohne daß sie dafür den Preis verlangten. Ich verstand, daß reiche Leute Feste geben und viel Gäste einladen, aber ich fand es keineswegs schön, daß die Gäste nach dem Fest alles, was sie gegessen und getrunken hatten, bezahlen mußten. Ich selbst sah in Minnesota, beim weißen Felsen einen Mann, der die Leute mit Trommel- und Flötenspiel zu Tisch lud und, nachdem die Gäste die Speisen verzehrt hatten, von ihnen Geld verlangte.

Als die Unruhen in Minnesota begannen, erschienen einige weiße Zauberer unter uns Indianern. Sie feierten jeden 7. Tag als heiliges Fest; in zu diesem Zweck erbauten

Häusern versammelten sie sich, sangen und beteten und sprachen von ihrem großen Geheimnis.

Ich selbst habe nie solche Zeremonien gesehen, ich habe aber gehört, sie sollten von einem großen Buch vorgelesen haben. Allerdings unterscheiden sie sich in vielem von jenen Weißen, die wir bis dahin kennengelernt haben. Jene hielten keinen Tag für heilig, wir sahen sie nie beten, auch von dem großen Geheimnis sprachen sie nicht. Im Kriege hatten sie Führer und Häuptlinge von verschiedenen Rangstufen. Die Ranglosen trieben sie gegen den Feind, wie wir die Antilopenherden. Eben infolge dieses Zwanges und wegen ihres Mangels an persönlicher Tapferkeit fanden wir in ihnen nie einen würdigen Gegner.

Ich war dem 15. Jahre nahe, als mir mein Onkel ein altes Jügendgewehr schenkte. Dieses geheimnisvolle Eisen, dieses Sprengpulver, „geliebte Kohle“, wie wir es nannten, erweckten Gedanken in mir und alle die in meiner Jugend erlernten Kriesslieder kamen mir ins Gedächtnis. Es war, als wechselte sich mein ganzes Wesen, als erwählte der Mann aus dem Jüngling.

Bald werde ich Gelegenheit haben, mit weißen Männern zusammenzukommen, und ich werde den Tod meines Vaters und meines Bruders rächen können. Das war mein immer wiederkehrender Gedanke.

Seit gewisser Zeit erlebte ich innig den Segen des großen Geheimnisses, damit es meine Pläne und Entschlüsse unterstütze. Kaum verging ein Tag, daß ich ihm nicht die Hälfte meiner Jagdbeute zum Opfer brachte, um seine Gunst zu erwerben. Meine Leute sah ich oft Tage lang nicht, ich suchte die Einsamkeit, sie gab mir Kraft und Entschlossenheit.

Eines Tages ich war auf gewohnte, alltägliche Jagd, kamen zwei fremde weiße Männer in unser Dorf. Sie flohen durch die kanadische Grenze, und ob zwar sie Indianer waren, trugen sie die Tracht der Weißen. Glück haben sie gehabt, daß ich mit meinem Gewehr nicht zu Hause war.

Mein Vater war es! Er kam mit einem Indianer, der die Wege kannte, er fand uns nach so vielen Jahren vergeblichen Suchens. Mit den Indianern, die den großen Aufstand führten, war auch er verhaftet worden. Sie wurden nach Owenport verschleppt. In der Gefangenschaft hatte er viel sonderbare Dinge von Dr. Williamson, dem Missionar, gelernt. Er wurde nach mehreren Jahren frei und siedelte in eine der neu eingerichteten Reservationen am Ufer des Missouri. (Reservationen sind jene Gebiete, welche von den Staaten als Wohnort den Indianern zugeteilt wurden, und wo weiße Männer nicht ansiedeln durften).

Er begriff bald, daß das Leben der Reservationen mit dem langsamen Untergang der Indianer in geistiger wie körperlicher Hinsicht gleichbedeutend ist. Mit einigen Genossen nahm er sich vor, nach Art der Weißen leben zu wollen. Sie verließen das Gebiet der Reservation, sie entsagten jeder Unterstützung seitens der Regierung und fanden ein neues Heim am Ufer des Big Sioux River auf Grund einer Verordnung, nach welcher hier jeder Siedler 160 Acker Feld besitzen darf.

Später entschloß er sich, seinen verlorenen Sohn aufzusuchen, obwohl die unbefugte Grenzüberschreitung eine gefährliche Unternehmung war. Endlich nach langer Zeit fand er den richtigen Weg durch den Urwald zu uns. Als ich mich mit dem zu Fall gebrachten Wild am Rücken dem Dorf näherte, dachte ich nicht an die große Wendung, die mir bevorstand.

Mein Gesicht brannte vor Aufregung, als ich den ungewöhnlichen Anblick der nach Art der Weißen gekleideten Männer wahrnahm. Feuriger Wunsch nach Rache loderte in mir empor.

— Was soll das? — schrie ich meinen Onkel an.

— Das ist dein Vater, Junge, den wir betrauernten, als wäre er gestorben. Jetzt kam er zu dir.

Und Vater fügte hinzu:

— Ich bin glücklich, daß mein Sohn kräftig und mutig ist. Deine Brüder nahmen die Lebensweise der Weißen an, ich kam jetzt zu dir. Auch ich will nach Art der Weißen leben und ich wußte, daß du ein nach ihrer Art guter Mensch wärest.

Kleider brachte er mit, die von Weißen getragen worden waren. Verzweifelt nahm ich sie an.

Nach einigen Tagen reisten wir schon nach den Vereinigten Staaten. Ich fühlte mich wie ein Toter, der im Reiche der Geister taumelt. Alle meine Gedanken sollten sich neu formen. Wie anders wird von nun an mein Leben.

Im Grunde aber war ich übermäßig neugierig, immer mehr

von den sonderbaren wundervollen Einrichtungen der Weiben kennenzulernen.

Vater hatte mir nicht gesagt, daß wir nahe den Schienen des „feurigen Schiffes“ waren; daß es in jeder Sekunde ankommen kann.

Blötzlich war hinter den Hügeln ein sonderbarer pfeifender Ton vernnehmbar. Die Pferde fuhren wild auf, sie lauschten erschrocken und liefen entsetzt brüllend auseinander. Ich warf mich auf ein Pferd und ritt in starkem Galopp davon. Es war ein prächtiger klarer Tag, ich verstand nicht, was es sein könnte, das ein ähnliches furchtbares Poltern und Geknatter verursachte, als wollte die Erde entzwei reisen.

Raum erreichte ich einen der Hügel, als der Zug angefahren kam. Das also wäre das feurige Schiff, das über die Berge rast!

Vater sang allmorgentlich Lieder und las aus einem Buch. Eines Tages griff ich schon nach meinem Gewehr, um auf die Saad zu zielen, aber Vater hielt mich zurück, er bat mich ihm zuzuhören.

Verwundert sah ich ihn an. Im Lied, das er mir sang, war öfters das Wort Jesus vorgekommen. Ich hatte keine Ahnung, was das bedeute. Und Vater erzählte mir, daß Jesus der Sohn Gottes war, der auf die Erde kam, um die Sündigen zu retten und erlösen. Sein Wille war es, daß Vater mich aufsuchte und mit sich nahm.

Spätherbst war es, als wir die Siedlung in Süddakota erreicht hatten, wo mein Vater mit anderen Volksstämmen in der Nachbarschaft von Weiben lebte. Damit endete mein wildes Indianerleben und unter vielen Schmerzen und Freuden mischte ich mich in die Gesellschaft der Weiben.

Aus dem Amerikanischen von St. S.)

Turmfalken.

Von Hippo Koppel.

Nicht weit von der Großstadt liegt ein Kiefernwaldchen. Dort stehen die schlanken Stangentiefen, in deren Kronen es schon rauscht und knarrt, wenn ein leises Windchen darüberstreicht. Zwischen den flach hinstreichenden Wurzeln weht vorjähriges Gras in langen, braunen Strähnen und verdeckt die zahlreichen Karntchenbaue. Alle paar Schritte lauft ein junger Karnickel aus dem Lager.

An das Stangenholz schließt sich eine Rodung, deren nördlicher Zipfel wieder aufgeforstet ist. In dem jungen Holz brüten Rotkehlchen. Hier leiert der Fitislaubvogel seine abfallenden Weisen und während der Mittagsstunden zwirnt der Goldammer sein monotones Lied.

Die morschen Stämme des abgeholzten Waldes schimmern rotbraun zwischen fahlen Gras, zuweilen überragt von den langen, vertrockneten Stengeln des Weidenröschens. Die Grasnarbe ist von zahllosen Gängen durchfurcht. Wir laufen sie durcheinander wie ein gelöster Kofferspung. Waldmäuse, Feldmäuse, Brandmäuse haben sich unheimlich vermehrt. Sie huschen in den Gängen, piepsen vor ihren Löchern und tun, als ob die Welt ein großer Mäusestaat wäre.

Am Aprillsommer ziehen sich wieder einmal dunkle Wolken zusammen, und bald tanzen flackende Schneeflocken zur Erde. Das ist ein Wetter, von dem die menschlichen Liebespaare den Schnupfen nicht los werden.

Der alte Turmfalk — wie alle Turmfalkenmänner mit einem grauen Kopf — hat seinen Morgenflug beendet und sitzt nun in der Kiefer an der Waldbesede, um bequem die Rodung zu überblicken. Seine scharfen Augen stellen mit Befriedigung fest, daß auf der anderen Seite, wo wieder hohe Stangen stehen, ein Turmfalkenfräulein Platz genommen hat.

Noch ehe die Sonne die Wolken durchbricht, erhebt sich der Turmfalk und schwebt bald im hellsten Strahlenglanz. Der rotbraune Rücken leuchtet wie poliertes Kupfer, zu dem der aschgraue Kopf und der ebenso gefärbte Bürzel eigenartig kontrastieren. Ein paar Flügelschläge, aber jetzt ruhen die gespreizten Schwingen fest auf dem Wind. Der Turmfalk segelt, wie der Ornithologe sagt. Lange dauert der Schwebeflug nicht, denn unser Falk ist viel zu leicht, um längere Zeit zu segeln. Einige haktige Flügelschläge stellen das Gleichgewicht wieder her. Nun schraubt sich der Turmfalk hoch in die Luft und jaust mit angelegten Schwingen ziemlich steil zu der Kiefer herab, wo das Turmfalkenfräulein sitzt.

Mit hellem Sopran schickt sie dem lustigen Bräutigam zu. Der denkt aber: ein zweites Mal gefalle ich ihr noch besser. Er steigt wieder hoch, um erneut herabzusausen. Und so geht es eine ganze Weile. Ob das Liebeswerben, ob die Walzflüge auf die junge Dame Eindruck machen, scheint zweifelhaft. Jedenfalls hat sie ganz profanen Hunger bekommen. Das helle Lachen verstummt; die Turmfalkenbraut flattert über die Rodung. Die Flügel schlagen eifrig und der Vogel kommt doch nicht von der Stelle. Es sieht aus, als ob er an einem Bindfaden am Himmel

hänge. Der Turmfalk rüttelt — so sagt der Beobachter. Die scharfen Augen spähen aber nach der Mäusegesellschaft.

Eine Waldmaus spaziert ganz unbekümmert zwischen den ausgefressenen Gängen. Während sie von den jungen Löwenzahnblättern probiert, bohren sich spitze Krallen in den Rücken. Ein letzter Pieps und damit haucht sie ihre Mauseseele aus.

Der Turmfalk mit dem grauen Haupt verpörrt nach dem vergeblichen Liebesmähnen ebenfalls Hunger. Er jagt drüben über dem Ader, wo auch mehr Mäuse sind, als ein armer Vater vertragen kann.

Zwei Wochen später fühlt sich das rosthaarige — das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal — Turmfalkenmädchen bereits Mutter. Die Wohnungssuche macht keine Mühe. Ein altes Krähenest auf einer schräggewachsenen Kiefer eignet sich vorzüglich als Kinderstube. Die kreuz und quer stehenden Keiser werden etwas zurechtgedrückt und ein paar Daumen geben die Unterlage für die runden, schokoladenbraunen Eier. Als es ihrer sechs sind, legt sich die junge Frau fest und brütet unverdrossen.

Sie läßt sich nicht stören, wenn der Förster mit dem Hund vorbeigeht. Und Sonntags, wenn die Wandervogel mit Lantenglimper einherzieht, bleibt sie erst recht sitzen. Warum auch das Volk neugierig machen! Der grauöppige Chemann sorgt für die nötigen Mahlzeiten. Das weiß die Gattin zu schätzen. Sobald er mit einer feissen Maus in den Gängen antommt, jubelt sie ihm nach Turmfalkenart entgegen. Das klingt etwa wie: wriewriewriew, laut und durchdringend. Herr Turmfalk sorgt aber auch für Abwechslung in der Speisefarte. Bald wird ein brauner Mailäfer, bald ein grünlichender Laufkäfer gereicht. Mit viel Geschick bietet er die Speisen an und feuert wie ein flotter Kellner in raschem Flug direkt nach dem Hock. Sein freundliches gigigi mag soviel bedeuten wie: „Bitte schön, gnädige Frau.“

Im Kiefernwaldchen haben sich noch mehrere Turmfalken angesiedelt. Sie bilden fast eine Kolonie; denn es sind acht Familien. Nirgends bereitet das Heiraten weniger Schwierigkeiten wie in dem Kiefernwaldchen — nahe der Großstadt. In der Rodung und in dem Ader können selbst acht kinderreiche Turmfalkenfamilien dem Mäusebestand nicht beikommen. Daher haben sich auch noch drei Familien Waldböhren angesiedelt. Der rottrübe Bürger, der auf einer jungen Kiefer sitzt und insichgeleckt dahinschaut, dürfte auch ein junges Mäuslein zu schätzen wissen.

Von Ende April bis Anfang Juli zehren die Turmfalken samt ihren weißbemaunten Kindern von dem Mäusevorrat. Die Jungen gedeihen prächtig und bliden mit ihren großen Augen über den Restrand in die noch unbekannte Welt. Die Väter und Mütter bemühen sich eifrig, die schier unersättlichen Schnäbel zu stopfen. Die weißgetünchten Stämme der Kiefern, auf denen die Horte stehen, werden von der mahlreichen Verdauung des Turmfalkenmahlwuchs. Schon schiebt wieder ein solcher Federball seinen Hinterteil an den Restrand und wie aus einer Pistole geschossen, flackert der Reststrahl gegen die Aste.

Die ganz kleinen Turmfalkenkinder scheinen stumm zu sein; man hört keinen Laut. Aber es dauert nicht lange; dann fangen sie an zu schwagen und begrüßen die futterbringenden Allen mit beinahe fleghaftem Schreien. Allmählich sprossen die Schwungfedern. Fast unaufhörlich schlagen die Flügel, um die Tragfähigkeit zu erproben. Es trabelt und wurselt in den Nestern. Das Nesthähnchen bekommt manchen Schlag und Tritt. Nun nahen die Tage, an denen die Nester leerer werden. Die Jungen sind ausgeflogen, die Familienbände gesprengt.

In dem Kiefernwaldchen wird es stiller. Die Mäuse klagen über unheimliche Verluste und als im August der übliche Landregen die Mäusehöcher gründlich auspült, hat er noch manches Gekoch vernichtet.

Über der Aue und über den Feldern himmeln sich alte und junge Turmfalken. Eltern und Kinder kennen sich nicht mehr.

Welt u. Wissen

Zement wird haltbarer durch Arsenik. Bis vor kurzem wurden alle Bauwerke aus Zement, wie Dammbauten und dergleichen, die mit humusäurehaltigem Wasser in enge Berührung kamen, verhältnismäßig schnell von der genannten Säure angegriffen und ihre Haltbarkeit dadurch zuweilen höchst unerfreulichem Grade herabgesetzt. Alle Versuche, ein Mittel zur Verhinderung dieser Erscheinungen zu finden, erwiesen sich bis vor kurzem als vergeblich. Unlängst hat sich nun herausgestellt, daß ein mehr oder weniger großer Zusatz von Arsenik zu dem bei den Bauten verwendeten Zement die Haltbarkeit in überraschender Weise erhöht. Die Verbindung der beiden an sich so gänzlich verschiedenen Stoffe erwies sich als außerordentlich glücklich. Das neue Verfahren dürfte in Zukunft überall da, wo man mit humusäurehaltigem Wasser zu tun hat, allgemeine Anwendung finden.